

Erst Besatzer, dann Freunde

Der lange Weg der Bundesrepublik nach Westen / VON PATRICK HORST

Im Kosovo-Krieg war es zu beobachten: Die Zeiten, da die deutschen Intellektuellen der westlichen Hegemonial- und mittlerweile einzigen Supermacht der Welt die Leviten lasen, sind endgültig vorbei. Antiamerikanische Ober- töne, die etwa die burschikose „Hau-drauf-Mentalität“ der Amis, ihren rüden Imperialismus oder naiven Dilettantismus geißelten, waren nirgends mehr zu vernehmen – selbst und gerade von den in die Jahre gekommenen 68ern nicht, die lange ein zumindest gebrochenes Verhältnis zu Amerika hatten. An der Schwelle zum neuen Jahrtausend scheint Deutschland, trotz seiner Schwerpunktverlagerung nach Osten, unwiderruflich im Westen angelangt zu sein.

Dabei vergisst man leicht: Es war ein langer Weg, der nach 1945 zurückgelegt werden musste, um die deutsche „Kulturnation“ in der westlichen „Zivilisation“ zu verankern – jener Zivilisation, die sie seit der Amerikanischen und Französischen Revolution so tief verachtete und bekämpfte. Es waren, wie Bernd Greiner in seinem Beitrag über die *Amerikanisierung der Bundesrepublik* zeigt, ja keineswegs nur konservative Denker vom Schlage eines Heidegger, Schmitt oder Gehlen, die bis in die Nachkriegszeit hinein ihre antiwestlichen Vorbehalte unbekümmert zum Ausdruck brachten. Auch im „anderen Deutschland“, bei liberalen Denkern wie Karl Jaspers und Eugen Kogon oder den Linksintellektuellen um die Zeitschrift *Der Ruf*, gab es tiefe Vorbehalte gegen die „Massendemokratie“ amerikanischer Prägung. Noch in der Studentenrevolte und bis in die siebziger und achtziger Jahre hinein war es in linken Intellektuellenkreisen keine Schande, erinnert uns Greiner, die Gleichung „USA-SA-SS“ aufzumachen.

Das ist zwar genauso richtig wie kritikwürdig, dennoch ist es ein starkes Stück von Greiner, Jaspers, Kogon oder Andersch in eine Reihe mit Heidegger und Schmitt zu stellen und sie „autoritärer, teilweise ständepolitischen Vorstellungen“ zu bezichtigen, nur weil sie der amerikanischen Demokratie keine kritiklose Bewunderung zollten. Hier gilt, was auch Martin Walser seinen Kritikern entgegenhielt: Richtige Argumente und Begriffe werden nicht einfach dadurch falsch, dass die falschen Leute sie für ihre ganz anders gearteten Zwecke instrumentalisierten. Wenn beispielsweise Jaspers die freiheitsbedrohenden Tendenzen der amerikanischen Massendemokratie kritisierte, den Zerfall aller Autorität diagnostizierte, dann zielte er in eine Richtung, die der von Carl Schmitt diametral entgegengesetzt war. Jaspers wollte Freiheit und Autorität für alle erhalten, Carl Schmitt nur für den einen, der über den Ausnahmezustand gebietet.

Die USA als Projektionsfläche für ungestillte Sehnsüchte

Die Geschichte der bundesdeutschen Amerikanisierung, darin ist Greiner zuzustimmen, muss für die ersten Nachkriegsjahrzehnte zugleich als eine Geschichte des deutschen Antiamerikanismus erzählt werden: Im Widerstand gegen die Entnazifizierung, gegen *re-education* und Besatzungsregime lebten die Deutschen auch ein Gutteil ihrer sorgfältig gepflegten antiamerikanischen Aversionen aus. Selbst die Mitglieder des Parlamentarischen Rates, in ihrer Mehrheit prowestlich und in dieser Eigenschaft bedacht von den Alliierten ausgewählt, konnten sich einen Reflex gegen den mächtigsten der Besatzer nicht verkneifen, wie uns Edmund Spervack ins Gedächtnis ruft.

Dass trotz des tiefen beidseitigen Misstrauens die deutsch-amerikanischen Beziehungen sich alsbald festigten, hatte vielfältige Gründe. Einer liegt in dem im Ganzen doch sehr umsichtigen Besatzungsregime der Amerikaner, die beispielsweise in den Entnazifizierungsverfahren gegenüber den oftmals nur oberflächlich zur Demokratie bekehrten Nazis eine erstaunliche Toleranz an den Tag legten. Die Besatzer, die die großzügige Ausstellung von „Peterscheinen“ hinnahmen, entsprachen so gar nicht dem kultivierten Klischee vom hemdsärmeligen Ami. (Dass die Amerikaner anfangs in ihren Versuchen, die Deutschen zur Zivilität zu bekehren, etwas übereifrig vorgehen, macht Raimund Lammersdorf in einem spannenden – und amüsanten – Kapitel deutlich.) Ein anderer Grund liegt in der beispiellosen Großzügigkeit der Amerikaner, wie sie sich vor allem im Marshallplan und während der Berlin-Blockade zeigte. Dies haben die Deutschen ihrem neuen Freund nicht vergessen.

Mehr im Verborgenen, aber deswegen nicht weniger erfolgreich wirkten die amerikanischen Starthilfen auf kulturellem und wissenschaftlichem Gebiet – übrigens auch auf dem Felde mi-

litärischer Beziehungen, wo Klaus Naumann zufolge alsbald nach dem Kriege „eine wunderbare Freundschaft“ begann. In drei gründlich recherchierten Kapiteln zeichnen Alfons Söllner, Michael Schröter und Hartmut Lehmann nach, wie sehr die deutsche Politikwissenschaft, die Psychoanalyse und die Geschichtswissenschaft von der tatkräftigen amerikanischen „Erziehungshilfe“ profitiert haben. Ganz besonders galt dies für die Psychoanalyse und die Politische Wissenschaft, die sich begierig den neuen westlichen Einflüssen öffneten. Die neu und als eigenständige Fakultät etablierte Politikwissenschaft kann sogar mit Fug und Recht als amerikanischer Import bezeichnet werden – oder besser als Reimport, waren es doch meist deutsch-jüdische Emigranten, die aus dem amerikanischen Exil heimkehrten und nun mit dem Pathos des Neuanfangs ihre Disziplin als „Demokratiewissenschaft“ zu etablieren suchten, allen voran Ernst Fraenkel am Otto-Suhr-Institut in Berlin, Arnold Bergstraesser in Freiburg und Siegfried Landshut in Hamburg.

Der Beitrag der Psychoanalyse und der Politikwissenschaft, auch der Soziologie – man denke nur an das von Adorno und Horkheimer nach Frankfurt zurückverlegte Institut für Sozialforschung – für die „Verwestlichung“ und Demokratisierung der Bundesrepublik kann gar nicht hoch genug veranschlagt werden. Und dabei ist es nur auf den ersten Blick ein Widerspruch, dass gerade aus diesen Disziplinen die Studentenrevolte und mit ihr ein oberflächlich-aggressiver Antiamerikanismus hervorging. Wolfgang Kraushaar argumentiert in seinem Beitrag über die transatlantische Protestkultur überzeugend, dass die Studentenrevolte zwar von ihren Zielen her antiamerikanisch, in ihren Formen jedoch proamerikanisch war. Manche der namhaftesten Protagonisten der westdeutschen Studentenbewegung hatten sich in jungen Jahren in den USA aufgehalten und sich von der Bürgerrechtsbewegung und Martin Luther King faszinieren lassen.

Und damit ist eine ganz andere Atraktion Amerikas angesprochen, die zwar auch mit Politik zu tun hat, aber vordergründig mehr mit Rock 'n' Roll und Woodstock: Amerika als Projektionsfläche für ungestillte Sehnsüchte nach Freiheit und Glück – gerade auch und immer wieder aufs Neue der jungen Menschen. Dies ist vielleicht bis heute, wo Madonna und Michael Jackson an die Stelle von Janis Joplin und Jim Morrison getreten sind, das stärkste Argument für die anhaltende Westbindung und Amerika-Faszination der Deutschen. Es ist dem vorliegenden Buch anzumerken, dass sich auch seine Autoren dieser Faszination nicht verschließen konnten.



Heinz Bude/Bernd Greiner (Hrsg.): *Westbindungen*. Amerika in der Bundesrepublik. Hamburger Edition, Hamburg 1999; 358 S., 48,- DM

ANZEIGE

**Gut
gejaggert
ist halb
madonnat.**

Lieben Sie Musik? Bei bol.de finden Sie Millionen von Titeln für jeden Geschmack – von Klassik bis Techno. Kurz reinhören und CDs einfach per Mausclick bestellen – rund um die Uhr.

bol.de

Lieben Sie Musik?
Kaufen per Klick bei bol.de